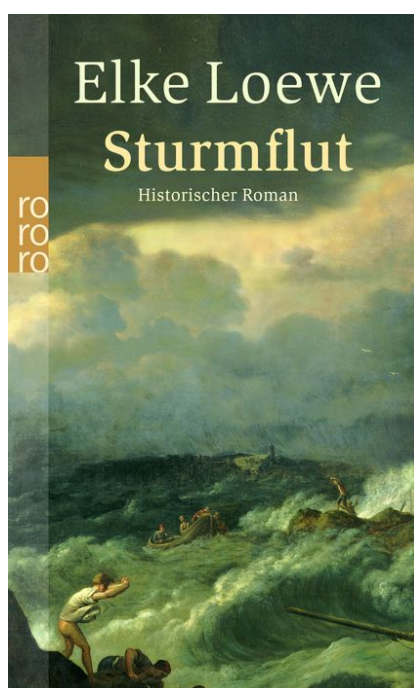


Leseprobe aus:

Elke Loewe

Sturmflut



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

1.

Zunächst soll für die, welche im Mittel- und Oberdeutschen wohnen, das flache und weite Land unweit der Nordsee beschrieben werden. Damit sie ein Bild davon haben, wie es ohne Ende in einem hellen Dunst eins mit dem Himmel wird und nichts deinen Blick aufhält, wenn du von dem braunen Moor und den grünen Deichen einmal absiehst. Wie gegen den Nordwestwind Bäume um die Höfe stehen, die sich beugen, dass ihre Äste kahl zum Abendhimmel sind und nur zum Morgen dicht belaubt herabhängen.

So breit strömt die Elbe in ihrem Bett, dass die Fähre des englisch-hannoverschen Königreiches mehrmals kreuzen muss, um das jenseitige nördliche Ufer anzulaufen, wo der Dänenkönig regiert. Bei Niedrigwasser lauern Sandbänke und Untiefen, bei Hochwasser rutscht der Besan-Ewer mit gebauschten Segeln leicht darüber hinweg. Sind jedoch Sturm und wildes Wasser angesagt, bleibt er besser auf gutes Wetter wartend im Heimathafen liegen. Manch verwegener Kapitän ist schon zusammen mit seiner Mannschaft zugrunde gegangen, und Witwen und Waisen betraueren wehklagend ihr Los.

Auf beiden Seiten am Fluss verlaufen bis zur Mündung in das Meer und von dort aus westlich und östlich an der Küste weiter aus schwerem Boden aufgeworfene Deiche, die Menschen und Land vor dem Wasser schützen. Sie tragen eine grüne Grasnarbe und werden festgetreten

von Wollschafen und ihren Lämmern, die in einem fort fressend und kotelnd die eine Seite rauf- und die andere Seite wieder runtertrampeln, sodass du ihre Lieblingspfade erkennen kannst. Im Frühjahr an St. Johanni und im Herbst an St. Martin gehen auf ihnen die Herren Geschworenen der Schauung, allen voran der Deichgräfe. Sie begutachten den Zustand des Deiches und halten fest, was sie an Ordnungswidrigkeiten entdecken, wobei sie danach oft schwere Bußen verhängen über diejenigen, die ihrer Pflicht nicht nachgekommen sind.

Hinter den Deichen liegen die Marschen mit fruchtbaren Fluren für Getreide und fetten Weiden für das Vieh. Es sind lange, zur Mitte hin aufgeschaufelte und somit gewölbte Beete, umrahmt von Gräben und Fleeten, die das Wasser forttragen, in dem sich der Himmel spiegelt.

Ein paar Tagwerke entfernt, dort, wo die graue Marsch tiefer wird und Sietland heißt, steigt das Moor auf. Wenn du bei gutem Wetter deine Augen weit öffnest, erkennst du es vom Deich aus, und umgekehrt kannst du vom Moor herab den Fluss sehen, auf dem die windgeblähten Segel der Tjalken und Ewer wie große, schwimmende Vögel treiben.

Im Sommer leuchtet das Moor weithin durch die hellgrünen Blätter der Birken, im Winter trägt es tiefes Braun. Es ist ödes Land. Nur der genügsame, weiß blühende Buchweizen mag auf ihm gedeihen, den die Moorleute wohl stolz Weizen nennen, der aber kein Getreide ist. Zum Frühstück backen sie aus seinem Mehl dicke Pfannkuchen, ohne dieser eintönigen Kost je überdrüssig zu werden. Dazu kommt das bisschen Backtorf, den sie in

jedem Frühjahr mit einem scharfen Spaten von ihrem nassen Boden unweit ihrer Hütten stechen, der nach dem Trocknen das Feuer für die Suppe und das Brennen der Ziegel gibt. Den Ton dafür graben die Marschbauern zusätzlich zu ihrem Ackerbau und ihrer Viehzucht von dem Land vor den Deichen ab, bloß dass sie dafür so viel mehr erwirtschaften, als es sich der Moorbauer mit seinen krummen braunen Soden in der Kiepe auch nur erträumen kann.

Eines allerdings haben die Torfgräber den Ziegelbäckern voraus. Sie hocken auf dem Moor ein paar Fuß höher als die Leute in der Marsch, und die Flut kann ihre Hütten nicht erreichen. Denn so viel Wasser hat der Ozean, dass er an jedem Tag und in jeder Nacht einmal überläuft und eine große Welle an die Küsten und in die Flüsse schickt, wo sie an die Deiche brandet. Sie hält eine Weile inne, bevor sie wieder zurückweicht in sein Becken, und bei jedem Stillstand lagern sich fruchtbare Schichten auf dem Boden ab. Niemals bleibt deine Fußspur sichtbar, wenn du bei Niedrigwasser auf dem trocken gefallenem Meeresgrund den Butt getreten und in deinen Korb geworfen hast. Eh du dich's versiehst, ist das Land schon wieder See. Du musst gewaltig aufpassen, dass du den Fisch nach Hause bringst und nicht selbst zum Futter wirst, falls ein reißen-der Priel dir den Heimweg versperrt.

Es gibt Menschen, die glauben, die Welle mache der Mann im Mond. Wenn er Wasser holt, dann ist Ebbe, wenn er sich ausruht, dann ist Flut. Wenn er aber das Schöpfen vergisst, läuft es mit gewaltigem Getöse immer höher auf

und überschwemmt das Land hinter den Deichen. Diese Erklärung gehört ins Reich der Ammenmärchen.

Wie auch Jan Rasmus, der Gott des Meeres und der Stürme, heute noch als Flutbringer in einigen Köpfen der Menschen spukt, obwohl sie hier doch schon über tausend Jahre lang mehr oder weniger fromme Christenmenschen sind, die keiner Gottheiten für die verschiedensten Gelegenheiten des irdischen Lebens mehr bedürfen.

Es ist der Nordwestwind, mal stärker, mal schwächer, der das Wasser in der Nordsee vor sich herschiebt, sagen die Naturapostel, und sein Zurückweichen käme daher, dass die Flüsse es mit ihrem Wasser aus den Quellen der Gebirge ins Meer drücken. Dagegen spricht aber, dass es so regelmäßig auf- und abläuft.

Erfahrene Reisende hingegen behaupten, wenn der Mond am Himmel wandere, ziehe er das Wasser mit sich, und das sei die Ursache für Ebbe und Flut. Dies habe ein Engländer namens Isaac Newton herausgefunden; in dessen Büchern stehe das zu lesen. Doch wer versteht schon Englisch? Woher sollte der Mond denn die Kraft haben, das Wasser der Meere zu bewegen, wo er doch so klein und weit weg von der Erde ist, und nur in seltenen Nächten so nah, als wäre er ein reifer Apfel an einem Baum?

Für die meisten Menschen aber bedeutet das seltsame Geschehen an der Küste nichts anderes als die Allmacht des HERRen, der Himmel und Erde und die Ozeane erschaffen hat. Sie sagen, wenn Er fremdes Wasser schickt, das die Deiche brechen lässt, kündigt es von Seinem Grimm über die Sünden der Menschen. Ob aber diese Erklärung

die einzig richtige darstellt, das muss jeder für sich selbst herausfinden.

Verbürgt ist, dass es oftmals vor wilden Wassern Zeichen gibt, die nicht aus dem gewohnten Gang der Natur abgeleitet werden können, sie müssen aber richtig gedeutet werden. So auch bei der Weihnachtsflut 1717. Da hätte es, so wird von den Leuten berichtet, die sie erlebt haben, eins gegeben, das indes keiner so recht wahrhaben wollte. Nicht nur, weil alle in Feiertagserwartung waren, sondern auch, weil es Catharina vom Moor erschienen war. Die war zwar für ihr zweites Gesicht bekannt, doch ein verdrehtes altes Weib war sie auch.

Wer mag sich schon fürchten vor dem, was allein in Seinen Händen liegt? Und diese nicht zu ergreifen, wenn er sie ausstreckt, sondern zurückzuweisen, womöglich mit dem Schicksal zu hadern, das grenzt an Gotteslästerung! Und davor hüte man sich. Ganz besonders hatte man sich zu hüten vor einer, die mit ihren Tieren Zwiesprache hielt. Wie am Morgen des dreiundzwanzigsten Dezember geschehen; da trat Catharina Klindworths gefleckte Ziege mehrmals kräftig mit dem Fuß aus, obwohl sie beim Melken sonst lammfromm stand. Im weiß bewimperten linken Auge des Tiers erschien auf dunklem Grund ein sprechendes Bild.

Wildes Wasser wird in einem Schwall durch den
gebrochenen Deich strömen und alle Äcker,
alle Häuser und alle Hütten überfluten.
In das Brausen des Sturms werden sich
die Schreie der Menschen und das Brüllen

der Tiere mischen, und in der Nacht
wird ein einziges Tosen sein.
Mehr als zwanzig Sommer und zwanzig Winter lang
wird das fremde Wasser mit jeder Tide kommen
und gehen, vielfältig Not bringen, Habgier auslösen
und Zwietracht unter den Menschen säen.

Catharina hauste dort, wo sich die kleinen Leute in Torfhütten krümmten, deren fensterlose Dächer tief im schwarzen Boden steckten. Wo tagaus, nachtein Rauch in den Augen, Staub in der Lunge, Hunger in den Gedärmen und Reißen in den Knochen saß, bis nichts mehr vorwärts oder rückwärts, bis die arme Seele nur noch zur letzten Ruhe hinab in die Grube ging, um dann zur Belohnung für das finstere Tal des Lebens himmelwärts zu steigen, wenn man sich denn auf Erden nichts hatte zuschulden kommen lassen. Die Alte vermochte Rose und Kopfweh zu besprechen, auch Festsitzendes auf der Brust zu lösen. Gern rühmte man sich, mit ihr nichts im Sinn zu haben. Doch an manchen Tagen, wenn sogar das Fell dreifarbig-ger Glückskatzen mausgrau war und der Nebel auf den Wiesen festlag, ohne in den Himmel zu steigen, wenn nur noch struppige Kopfweiden an den Gräben und weiße Birken den Weg wiesen, dann schlich einer von den Kättern aus der Marsch heimlich zu Catharina aufs Moor und fragte sie um Rat in dieser oder jener Angelegenheit, das Vieh, die Frau oder den Mann betreffend. Ließ danach ebenso erdverbunden eine Viertel geräucherte Speckseite, manchmal auch ein Säckchen Mehl liegen. Münzen wies die Alte stets zurück, aus Gründen, die zu erläutern sie sich

nicht herabließ, und das war denen, die sie aufsuchten, recht so. Taler gab es nicht im Überfluss, die legte man in kleinen Häufchen aufeinander, bestimmt für die erforderlichen Abgaben an die Grundherren. Und die wiederum schickten lieber einen Boten nach dem Doktor, wenn es Krankheiten gab, die behandelt gehörten, wie Marschenfieber oder ein gebrochenes Bein. Obwohl es unter der Hand hieß, manch einer von denen sei schon das eine oder andere Mal bei Catharina vorstellig geworden, wenn sich etwas nicht so einfach klären ließ, wem die Manneskraft schwand, das Kind dem Veitstanz anheim gefallen war oder das Weib auf dem Stroh nicht mehr wollte. Meistens hatte ebendieses in solchen Fällen dem Moor vorher schon einen heimlichen Besuch abgestattet. Catharina wusste längst Bescheid und somit Rat, der aus vielerlei Kräutern wie Scharbock und Angelica und oftmals auch aus gebrannten Wässern bestand, deren Inhalte Wermut oder Calmus sie im Sommer an den Gräben der Marsch bei vollem Mond zu sammeln pflegte. Nach dem Trocknen setzte sie daraus gern mit der sauren Milch ihrer Ziege einen Trank an. An Haustieren hielt Catharina, außer den Hühnern für die Eier, nichts weiter, wenn man von der Katze für das Mäusen mal absieht und den Flöhen für das tägliche Jagen. Das mehr Zeit verbrauchte als die Zubereitung ihres Pfannkuchens aus Buchweizenmehl, Wasser und, soweit vorhanden, Speck.

In den Wagenfurchen auf den Wegen taute in den letzten Dezembertagen das Eis und hinterließ tiefe Pfützen, sodass jedermann unweigerlich von den steilen Rändern aus

glitschigem Klei abrutschte, wenn er es nicht vorzog, auf Stelzen zu gehen oder zu reiten. Es besaß aber beileibe nicht jeder ein Pferd, das brauchte schließlich Futter das ganze Jahr, auch wenn es nur im Stall stand. Die Moorbauern zogen den Pflug selbst durch ihr weiches Land, dass sie abends kaum den Rücken noch strecken konnten. Bei den kleinen Pächtern zerrte der Ochse den Pflug hinter sich her, der gab wenigstens im Alter noch eine ordentliche Suppe her. Und nun reite mal einer mit so einem Rindvieh, das selbst im Sommer die Klauen kaum einen Fuß hoch kriegt, im Winter durch den aufgetauten Marschenklei, der wird gleich zum Gespött der Nachbarn, selbst der ärmsten.

Catharina nannte weder Ochse noch Pferd ihr Eigen. Sie stocherte gemeinhin auf Stelzen umher, im schwarzen Moor, wo sie tief einsank, und in der grauen Marsch, wo sie sich alle paar Fuß die tonigen Klumpen vom Holz schlagen musste. Und nach dem Melken ihrer Ziege wusste sie nichts Eiligeres zu tun, als ihren Buchweizenpfannkuchen hinunterzuschlingen, um danach denen, die hinter den Deichen am großen Fluss lebten, anzukündigen, was sie gesehen hatte, ob sie es hören wollten oder nicht.

«Lass deine Unkenrufe nach, Catharina vom Moor!», riefen die Kätner und Häuslinge aus den kleinen Fenstern ihrer Katen, als sie klopfte, und schlugen die obere Hälfte der Tür vor ihrer Nase zu, wenn sie hineinwollte.

Mit einem dünnen Lächeln zwischen den Lippen schoben die Hausleute in der Marsch Catharinas zweites Gesicht als Spökenkiekerkram beiseite, Aberglauben, der nicht mehr in die Zeit passte.